

„Die Hacker sind überall“

SPIEGEL-Reporter Erich Wiedemann über das Flüchtlingslager Benako in Tansania



Flüchtlinge in Benako: Größtes Flüchtlingslager der Erde

Julien Nikombara sitzt vor einem Plastikzelt und malt nackte Männer ohne Köpfe in den Sand. Er ist guter Dinge. „Wir werden sie töten, so wie sie unsere Eltern, Brüder und Schwestern getötet haben.“

Julien lacht und klatscht in die Hände. Seine Freunde klatschen auch. Die Greuel drüben in Ruanda haben in den vergangenen vier Wochen mehr Menschenleben gefordert als der somalische Bürgerkrieg in drei Jahren. Und hier, 15 Kilometer hinter der Grenze, im Flüchtlingslager Benako, sitzen Überlebende und fabulieren schon wieder voll Vorfreude vom Massakrieren.

Julien und seine elf Freunde sind Tutsi. Sie waren drei Tage und zwei Nächte auf der Flucht vor den Mordkommandos der Hutu. Tagsüber schlichen sie durch Wälder und Bananenplantagen, nachts tipptelten sie die Landstraßen westwärts, um dem Holocaust zu entkommen.

Julien und seine Kameraden sind vermutlich die einzigen, die am 24. April das Morden in ihrem Weiler bei Kiziguru überlebten. Eine Horde von Killern hatte die Bewohner im Ortskern zusammengetrieben und sie mit Pangas niedergemacht. Pangas sind machetenähnliche Hackmesser, die in Afrika gewöhnlich zum Zuckerrohrschneiden benutzt werden.

Einige der Opfer wurden regelrecht enthauptet. Jeweils zwei Mann preßten den Oberkörper des Delinquenten auf einen Baumstamm. Ein Dritter schlug mit der Panga zu. Den Kindern, so sagt Julien, hätten sie einfach die Kehle durchgeschnitten. Die Kleinsten steckten sie in Sisalsäcke und schmissen sie in einen Teich.

Julien erzählt mit einer gewissen Erregung, aber doch ohne erkennbare Abscheu. Eher wie ein Fußballfan, der von der Niederlage seiner eigenen Mannschaft berichtet und wie diese es beim nächstenmal den fremden Rabauken heimzahlen werde. „Die Kakerlaken muß man alle tottreten“, sagt er. Kakerlaken ist bei den Hutu der allgemeine Gattungsbegriff für Tutsi und bei den Tutsi der allgemeine Gattungsbegriff für Hutu.

Der flächendeckende Horror ist durch das eigentliche Kriegsgeschehen nicht mehr zu erklären. Die meisten Toten gab es, wenn man von der Hauptstadt Kigali absieht, in den letzten zwei Wochen dort, wo die Kampfhandlungen längst beendet und die Machtverhältnisse geklärt waren.

Morden und kein Ende. Todesschwadronen, vorwiegend junge Leute unter 20, ziehen noch immer marodierend durch die Dörfer und metzeln wahllos

Zivilisten nieder. Sie nennen sich „Interahamwe“, wörtlich übersetzt: diejenigen, die vereint zuschlagen. Das klingt irgendwie nach Programm. Doch ein politischer oder militärischer Sinn ist in der methodischen Schlächtereier fast nirgendwo zu erkennen.

Auch mit dem Haß zwischen Hutu und Tutsi, der sich in den letzten Jahrzehnten schon mehrfach in mörderischen Eruptionen Bahn gebrochen hat, läßt sich die Metzelei nicht mehr erklären. „Wir hatten das Gefühl, daß viele von den jungen Leuten aus Langeweile töteten“, sagt der Lehrer aus Ruhengeri, der mit seiner Frau und sechs Kindern hierhergeflüchtet ist. Aber eine Erklärung für 200 000 Mordopfer ist das natürlich auch nicht.

Weil die große Mehrzahl der Flüchtlinge in Benako zum Stamm der Hutu gehört, ist hier überwiegend von den Grausamkeiten der Tutsi die Rede. Aber sicher ist: Die Hutu haben wirkungsvoller massakriert. Der Staatsrundfunk in Kigali rief erst Anfang voriger Woche wieder zur Hatz auf die Tutsi auf.

„Les hacheurs sont partout“, sagt der Lehrer aus Ruhengeri. Zu deutsch: Die Hacker sind überall. Natürlich auch im Lager Benako. Die tansanischen Grenzposten an der Brücke von Rusumo zeigen dem Besucher gern den Riesenberg Pangas, den sie Flüchtlingen an der Brücke abgenommen haben. Gar keine Frage: Viele hier im Lager sind Täter, die vor der Rache der Tutsi flohen.

Die Massen von Leichen, die auf dem Kagera-Fluß vorbeitreiben, geben eine vage Vorstellung vom Ausmaß der Apokalypse. Etienne Krug vom Uno-Flüchtlingskommissariat hat 30 pro Stunde gezählt. Es gab Tage, da waren es fünfmal so viele.

Am Wasserfall haben sich Dutzende von nackten Leichen zwischen Zweigen und Felsbrocken verhakt. Ein paar hundert Meter flußabwärts schöpfen Kinder mit Bechern und mit der hohlen Hand Trinkwasser in Plastikkanistern.

Vielen Wasserleichen sind die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Sie sind so aufgebläht und entstellt, daß man nicht mehr erkennen kann, ob es sich um Hutu oder Tutsi handelt. Nur soviel: Sie müssen mindestens eine Woche im Wasser getrieben haben, also vom Oberlauf des Kagera im Süden Ruandas stammen – da, wo

überwiegend Hutu die Mörder und Tutsi die Opfer waren. Man sieht das an ihrem hellen Teint: Schwarze Haut wird fast weiß, während sich die Leiche im Wasser langsam zersetzt.

Die 250 000 Flüchtlinge in Benako sind fast ausnahmslos am 28. und 29. April, in kaum mehr als 24 Stunden, über den Fluß gekommen. Wenn die Tutsi-Soldaten am Westufer die Brücke nicht dichtgemacht hätten, wären es wohl noch einmal eine Viertelmillion gewesen.

Im Norden und Nordwesten Ruandas haben sich ganze Landstriche in wenigen Tagen total entvölkert. Ein Ende des Exodus ist nicht abzusehen. Obwohl die Posten drüben jetzt ohne Vorwarnung auf Grenzverletzer schießen, durchschwimmen jeden Tag mehrere hundert Menschen den Fluß.

Benako ist das größte Flüchtlingslager der Erde. Menschenmassen bis zum Horizont. „Lager“ ist ein großes Wort für diese monströse Agglomeration von Elenden und Hoffnungslosen. Die Familien hocken im Gras und warten apathisch auf den nächsten Regen oder die nächste Lebensmittelzuteilung. Nur wenige haben sich aus Zweigen mit darübergehängten Grasplanken oder Plastikplanen Hütten gebaut. Die weitaus meisten sind dem Regen schutzlos ausgesetzt. Es gibt kein Leitungswasser, keinen Strom, kein Krankenhaus.

Die Versorgungslage ist nicht mal schlecht, obwohl Hilfsmittel und Nahrungsmittel mühsam mit geländegängigen Fahrzeugen von Mwanza am Victoriasee quer durch die wegelose Savanne hierhergeschafft werden müssen. Die Lagerleitung hat 450 000 Decken ausgegeben. Am Montag ist ein Transport mit 600 Zentnern Bohnen eingetroffen. Das langt erst mal für ein paar Tage. „Was uns fehlt, sind hauptsächlich Medikamente gegen Malaria und Durchfall“, sagt Ian Donati vom Uno-Flüchtlingskommissariat.

Über dem ganzen Lager hängt eine Dunstglocke aus Rauch und dem Geruch von braunen Bohnen und Fäkalien. Das Trinkwasser für fast das gesamte Lager kommt aus einem kleinen schlammigen See, in dem die Frauen auch ihre Wäsche waschen. Cholera und Typhus werden unvermeidlich sein, wenn sich die hygienischen Verhältnisse nicht bessern.

Doch die schlimmste Seuche in Benako ist Rassismus. Gleich in den ersten Tagen kam es zu Zusammenstößen zwischen Hutu und Tutsi. Junge Leute basteln sich Waffen aus Fahrradspeichen und Auto-Blattfedern. Eine Prügelei kann den Funken liefern, der das Pulverfaß zündet. „Und dann“, sagt der Lehrer aus Ruhengeri, „haben wir hier ein zweites Kigali.“ □

Jemen

Neues Somalia

Erdölfunde und persönliche Rivalitäten treiben das Land in den Bürgerkrieg. Nun droht die erneute Spaltung.

Auf dem staubigen Marktplatz des nordjemenitischen Provinznestes Dschahana packte Scheich Mohammed Bin Nadschi el-Ghadir seine Zuhörer bei ihrer Ehre.

Unter Berufung auf „unsere lange Tradition“ rief der Führer des mächtigen Chaulan-Clans 800 bewaffnete Männer zum Kampf auf. Ghadir: „Streitet für Staatspräsident Ali Abdallah Salih, unseren Stammesbruder, den die Ungläubigen bedrängen.“

Und weil selbst im abgelegenen Hochland der arabischen Halbinsel



Militärpatrouille in Sanaa: „Zieht los für

„Wie eine reife Frucht“

Südjemen-Führer Ali Salim el-Bid über den Bürgerkrieg

Der frühere Marxist Bid, 47, ist seit 1986 Vorsitzender der Sozialistischen Partei des Jemen.

SPIEGEL: Der aus dem Norden stammende Staatspräsident Ali Abdallah Salih macht Sie für das Ausbrechen des Bürgerkriegs verantwortlich.

Bid: Das kann nur ein Dummkopf sagen. Salih hat von Anfang an ein Komplott geschmiedet. Seine Absichten waren unehrlich – leider haben wir es zu spät gemerkt.

SPIEGEL: Waren Ihnen und Ihren ehemals marxistischen Genossen in Aden die Gefahren des Einigungsprozesses nicht bewußt?

Bid: Wir dachten, daß nach dem Ende des Kalten Krieges der Zeitgeist die Verantwortlichen in Sanaa und Aden beflügeln würde, ausgediente Ideologien über Bord zu werfen und ein gemeinsames jemenitisches Modell zu entwickeln.

SPIEGEL: Der islamisch-konservative Norden wirft den Sozialisten vor, an ih-

rem kommunistischen Kaderdenken keine Abstriche gemacht zu haben.

Bid: Es verlief genau umgekehrt: Wir im Süden haben alle politischen Parteien zugelassen, sogar westliche Diplomaten loben unsere Presse- und Meinungsfreiheit. Verstaatlichte Ländereien und Betriebe wurden reprivatisiert, das staatliche Handelsmonopol wurde abgeschafft. Der Norden brachte nichts in die jemenitische Ehe ein. Im Gegenteil: Die auf persönlichen Machtgewinn und Stammesinteressen fixierten Herren in Sanaa versuchen, ihre fortschrittsfeindlichen Ideen im Süden durchzusetzen, sogar mit Gewalt.

SPIEGEL: Und Sie wollten die Nordjemeniten nicht verändern?

Bid: Wir wollen die Gesellschaft verändern, modernisieren, aber auf dem Weg der Demokratie. Daß unsere um soziale Marktwirtschaft und Pluralismus angereicherten Ideen sogar im Norden gegriffen haben, zeigten die Wahlen im vorigen Jahr.



Bid